

Wahrhaftigkeit gegenüber sich selbst

Ich kam mit 16 Jahren auf das von Jesuiten geleitete Gymnasium in St. Blasien, da es in meinem Wohnort, in der Stadt Spaichingen, damals keine Schule gab, auf der ich das Abitur hätte machen können. Das Kolleg galt als Eliteschule, stand aber mit Hilfe des Landes Baden-Württemberg auch Kindern aus sozial schwächeren Familien offen.

Dort wurden Egoismus und Hochmut sehr negativ bewertet, entsprechend den Lehren des Ignatius von Loyola. Ziel der Erziehung war der eigenständige, aber auch selbstkritische Mensch. Demut ist nach jesuitischer Definition nicht Unterwerfung und hündisches Kriechen, sondern »Wahrhaftigkeit gegenüber sich selbst«. (Diese Fähigkeit zur Selbstkritik wurde später, nachdem ich Jesuit geworden war, im Noviziat, weiterentwickelt bis zur völligen Infragestellung des eigenen Egos, ja sogar bis zu seiner Zerstörung, um dann den neuen Heiner Geißler zu schaffen.) Gleichzeitig wurde ich in der Schule zu Selbstbewusstsein, Unabhängigkeit und Furchtlosigkeit erzogen. Ich lernte, vor anderen Menschen keine Angst zu haben, Niederlagen wegzustecken, immer wieder neu anzufangen. Mir wurde klar, nur wer sich selbst imponiert, imponiert auch anderen, mehr sein als scheinen war die Devise.

Grenzgänger

Die wichtigste Voraussetzung für das Selbstbewusstsein war die Erkenntnis, dass Wissen Macht ist, dass es Überlegenheit und damit Sicherheit verschafft. Das Charakteristikum der jesuitischen Ausbildung ist, neben der Theologie, die Wissenschaft. Jeder Jesuit muss ein Universitätsstudium absolvieren, aber in seiner Ausbildung, vor allem im Noviziat, auch praktische Arbeit verrichten: in der Fabrik – bei mir war es die Eisengießerei Kustermann in München –, in Altenpflegeheimen, an Sonderschulen.

So haben die Jesuiten mich zu einem Grenzgänger gemacht, der sich geistig nicht einsperren oder unreflektiert in eine Richtung drängen lässt. Auch als Generalsekretär der CDU habe ich immer versucht, die Inhalte meiner Partei nicht einzugrenzen, sondern auszuweiten. Sich für die Ideen anderer zu öffnen habe ich von den Jesuiten gelernt. Machtpolitischer Ehrgeiz wird so von vornherein begrenzt.

Loyal, aber nicht gehorsam

Ich werde immer wieder gefragt, warum ich mit 79 Jahren nicht in den Ruhestand ginge und ob ich bei all dem Trubel und den Aufregungen wirklich so gelassen sei, wie es aussehe. Warum sollte ich aufhören? Solange ich Bücher schreiben und klettern kann, bin ich jung. Ich habe immer viel Sport gemacht und habe deshalb einen sehr langsamen Ruhepuls. Gute körperliche Kondition ist ein Vorteil, auch in der Politik. Andere geraten schnell außer Rand und Band und bekommen Herzrasen, mich haut so schnell nichts um. Aber ich kann mich auch aufregen, zum Beispiel über offensichtliches Unrecht. Die Sache mit der schwangeren Libanesin, die abgeschoben wurde, während der Ehemann mit drei Kindern in Deutschland blieb, und die selbst vier Jahre später mit ihrem inzwischen dreieinhalbjährigen Kind kein Einreisevisum bekommt, macht mich wütend.

Auseinandersetzungen gehören zur Demokratie, und ein Parlament ist kein Gesangverein. Es geht schließlich um das Schicksal von Millionen von Menschen, für die man eintreten muss. Manchmal muss man auch gegen etwas kämpfen: Rechtsradikalismus, Ausländerfeindlichkeit, den Kapitalismus. Das verstehen viele nicht. Die derzeitige Ungerechtigkeit auf der Welt ist eine ethische Herausforderung. Das globale System muss dringend in Ordnung gebracht werden. Ob mir der Glaube die Gewissheit für solche Überzeugungen gibt? Kaum, denn der Glaube ist bei mir schwankend. Ich gehöre zu denen, die zweifeln. Aber das Ideal Jesus gibt Sicherheit. Er ist die Glaubwürdigkeit in Person, das heißt, er verkörpert die Einheit von Ideen, Reden und Handeln, von Anspruch und Wirklichkeit. So, wie er die Menschen damals gegen die Machthaber vertreten hat – unabhängig, freimütig, selbstbewusst, furchtlos –, wäre auch ich immer gerne gewesen und habe das Ideal dennoch nicht erreicht.

Mit dieser Einstellung gerät man oft in den Widerspruch mit anderen politischen Überzeugungen, auch in der eigenen Partei. Daraus entsteht für viele ein Loyalitätskonflikt. Viele verwechseln aber Loyalität mit Gehorsam. Blinder Gehorsam hat aber in der Politik ebenso wenig etwas zu suchen wie sonst im Leben. Ich behaupte von mir, dass ich immer loyal war. Aber zunächst einmal und in erster Linie den Menschen gegenüber, die ich als Abgeordneter oder Minister vertreten habe. Auf der nächsten Ebene fühle ich mich meiner Partei und deren Grundsätzen verpflichtet. Erst an dritter Stelle kommt die Loyalität gegenüber Personen, politischen Freunden – aber nur, wenn auch diese Menschen dem eigenen Volk und den Grundsätzen der CDU gegenüber loyal sind.

Diese Überzeugungen haben mich daran gehindert, machtgierig und karrieresüchtig zu werden. Ich habe fast alle politischen Ämter gehabt, die man haben kann, aber ich bin nicht ehrgeizig oder machtbessessen und habe auch nie am Tor des Kanzleramts gerüttelt. Ich habe mich auch nicht verbiegen lassen. Wenn man an die oberste Spitze will, muss man sich extrem anpassen, um Mehrheiten zu erreichen. Dabei verliert man schnell die Glaubwürdigkeit. Ich habe immer versucht, mir meine Unabhängigkeit zu bewahren. Ich habe deshalb 1989 Kohls Angebot, Bundesinnenminister zu werden, abgelehnt. Er wollte mich als Generalsekretär weghaben. Es war versuchte Bestechung.

Die Phobie gegen den Gehorsam hängt auch mit meiner Jugend zusammen. Meine vier Geschwister und ich sind im inneren Widerstand gegen die Nationalsozialisten erzogen worden. Später haben mir die Jesuiten das unabhängige Denken vermittelt. Und vielleicht habe ich auch eine angeborene Unfähigkeit, mich anderen Leuten unterzuordnen (Alfred Dregger: »Sie können nicht gehorsam sein.«), vor allem, wenn ich den sicheren Eindruck habe, dass sie dümmer sind als ich. Jesus würde ich uneingeschränkt als Autorität anerkennen. Aber danach hört es auch schon auf.